



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 19

Freitag, den 25. Herbstmond 1931.

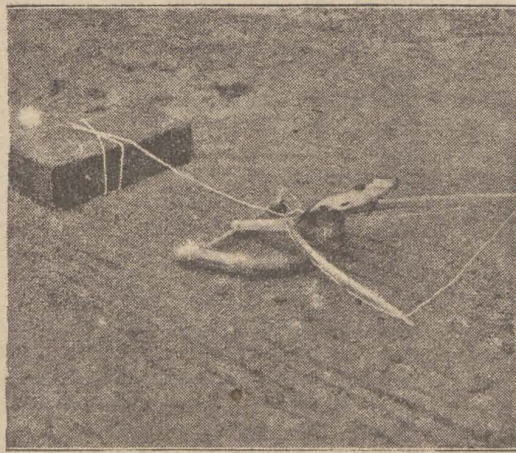
Nr. 19

Die Möwenklippe, ein historisches Fanggerät der Strandbewohner.

Mitgeteilt von E. Lenski, Köslin.

Bis um die Jahrhundertwende wurde die Möwenklippe von vielen Bewohnern unserer ostpommerschen Stranddörfer eifrig zum Fang von Möwen benutzt. Vornehmlich waren es die Klüftenfischer, welche diesem Vogelfang oblagen. Allgemein üblich war früher das Suchen nach Strandgut, und zwar im Herbst und Winter, weil die Stürme dann am häufigsten und schwersten waren und die Schiffe ihre Deckladungen werfen mußten. Diese wurden dann als fettrichtiges Gut an den Strand geworfen, dessen Auffuchen eine sehr liebfame und einträgliche Beschäftigung für die in dieser Zeit lahmgelagerten Fischerbetriebe bildete. Diese Gelegenheit benutzten die Strandbewohner zum Möwenfang mittels der Klippe. Denn gerade zu dieser Zeit waren die Möwen sehr heutzugierig und auch zahlreich vorhanden, um bei Nord-West-, Nord- oder Nord-Oststurm den Strand nach angespülten Fischen und andern Meerestierchen abzusuchen. Es wurden daher in solch günstiger Zeit die meisten Möwenfänge gemacht.

Die Klippe war aus Holz gefertigt und bestand aus dem Bügel, der Gabel, einem zugespitzten Holzpflock zum Aufspießen des Fisches und der Schnur. Bügel und Gabel waren federnd miteinander befestigt, die Schnur auf die Gabel herumgelegt und mit einem Stein verankert. Zwischen dem Knick des Bügels und Winkel der Gabelarme wurde der eingekerbte Pflock mit Köderfisch lose hereingeklemmt, so daß damit der Apparat fängisch gestellt war. Die Aufstellung der Klippe erfolgte dort am Strande, wo die Gischt nicht mehr hinkam, und zwar in der Weise, daß der Kopf des Fisches gegen den Wind gerichtet war. Im Einklang mit der Richtung des Fisches stand auch die Gabel nebst Schnur. Letztere warf durch Emporschneilen der Gabel der gegen den Wind ansteigenden Möwe, die den Köderfisch zu erschaffen suchte, mit Wind sicher über den Kopf. Die erschreckte Möwe flog nach dem Zurückschnellen der Gabel hoch und hatte die Schnur durch Zusammenziehen derselben um den Hals. Bei ihren Befreiungsversuchen zog die Schlinge jedoch immer mehr an. Ein Entweichen war so gut wie ausgeschlossen, wenn die Schnur haltbar war; frei kam die Möwe in den wenigsten Fällen. Das ganze Gerät wurde im Strandfand lose verscharrt, so daß nur der herausstehende Fisch mit einem Stück Schlinge zu sehen war. Als Lieblingesköder dienten Pflöge. Die Beute betrug an manchen Tagen bis zu zwanzig Möwen. Am meisten fingen sich Sturm- möwen, weiterhin auch Lachmöwen, Dreizehenmöwen, Heringsmöwen, Mantelmöwen und vereinzelt Raub- möwen. Verwendet wurden sie zur Federwerbung und auch zu Speisezwecken, wozu sich die kleinen Möwenarten besonders eigneten, weil sie mehr zarte Fischnahrung zu sich nahmen. Auch Rebellkrähen gingen mitunter auf die Möwenklippe und, wie ich hörte, soll sich dann und wann mal ein Adler darin gefangen haben. Mit der Bervollkommnung der Klüftenfahrt ließ das Anschwemmen von Strandgut immer mehr nach und damit verlor sich allmäh-



Die Möwenklippe fängisch gestellt.

lich auch das Interesse für den Möwenfang. Vereinzelt wurde dieser dann noch von Badegästen ausgeübt und in einem Fischerort war sogar noch bis in den Krieg hinein die Möwenklippe im Gebrauch. Infolge Fleischknappheit wurden die gefangenen Möwen auf Wochenmärkten feilgehalten.

Der früher so stark ausgeübte Fang unserer Möwen, unter denen die Sturmmöwe den Hauptanteil stellte, ist neben dem Sammeln der Eier und Abschuh zweifellos mit die Ursache des schon seit vielen Jahren beobachteten, bellagenswerten Rück-

ganges dieser gefiederten Sanitätspolizei des Meeresstrandes gewesen.

Fritz Worm, der Mönchguter Prähistoriker und Schriftsteller.

Von Müller-Rüdersdorf,
z. St. Köhren a. Rügen.

Mit dem am 3. August ins Jenseits hinübergeschlummerten Fritz Worm hat unser Vorpommern — und insbesondere Rügen mit der Halbinsel Mönchgut — einen seiner besten, verdienstvollsten Heimatsohne verloren. Die hohe heimatpflegerische Bedeutung unseres Altreddeviker „Fritzing“, der eine wahre Sonnenseele und ein hervorragender Plauderer voll lautersten Humors war, fand die beste öffentliche und amtliche Anerkennung, als ihm im Herbst 1928 durch den Stralsunder Regierungspräsidenten der „Ehrenschild für Verdienste in Vorpommern“ verliehen wurde.

Zu Barth in Vorpommern trat Fritz Worm am 11. Juli 1863 ins Dasein. Er wurde Lehrer. Wirkte zunächst zwei Jahre an der Volksschule zu Niepars, dann von 1886 bis 1892 zu Carnin und übernahm dann das Schulumt im abseitigen, hold verträumten Altreddevik auf Mönchgut. Hier hielt er Schule durch sechsunddreißig Jahre, bis zu seiner 1928 erfolgten Versetzung in den Ruhestand. Und hier wurde er als treuester Wahl-

Wilhelm Raabe zum Gedächtnis.

Am 8. September kann das deutsche Volk dankbar jenes Tages sich erinnern, an dem ihm vor hundert Jahren einer seiner größten Dichter und tiefsten Denker geschenkt wurde: Wilhelm Raabe. Es hat freilich lange gedauert, bis dieser Mann, dem das ehrende Wort „Du deutsches Gewissen“ von seinem besten Kenner (Wilh. Brandes) ins Grab nachgerufen wurde, in seiner vollen Bedeutung für das Geistesleben unseres Volkes erkannt wurde; die Anerkennung und Wertschätzung, die dem zäh um seine künstlerische Eigenart Ringenden in seinem Mannesalter, in seinen eigentlichen Schaffensjahren verlagert blieb, wurde ihm im siebenten und achten Lebensjahrzehnt doch noch zuteil. Heute steht seine Bedeutung als Dichter unbestritten da, wenn er auch noch lange nicht vom gefamten deutschen Lesepublikum in seiner ganzen Tiefe erfasst wird. Schuld an dieser langdauernden Verkennung und Mißachtung des Dichters trug vor allem die Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit seiner Zeitgenossen; besonders das leicht mißverständliche Wort vom „Humoristen“

Raabe zog zwar viele Durchschnittsleser an, stieß sie aber bald wieder ab, weil sie unter „Humor“ nur leichte Witzerei oder derbe Komik verstanden. Aber bis zu einem gewissen Grad ist auch Raabe selbst an jener Verkennung schuld; denn er macht es seinen Lesern nicht immer leicht. Aber die Mühe, ihm zu folgen, lohnt sich; denn W. Raabe ist ein Lebensdeuter und Lebensführer ersten Ranges. Besonders das deutsche Volk, dessen Wesen er wie kein anderer verstand und das er mit ganzer Seele liebte, hatte und hat an ihm einen getreuen Eckart. Von seinen mehr als sechzig Romanen und Novellen werden die reifen Spätwerke wie „Stoppfuchsen“, „Akten des Vogelfangs“, „Unruhige Gäste“, „Vom alten Proteus“ und andere nur von einer kleinen, aber um so dankbareren Lesergemeinde gewürdigt. Aber die Werke seiner ersten Schaffensperiode sind z. T. schon echte, rechte Hausbücher des deutschen Volkes geworden. Ich nenne nur den „Hungerpastor“, die „Chronik der Sperlingsgasse“ und „Die Beute aus dem Walde“.

R. M., Abg.

sohn der Mutter Rügen zum unermüdblichen, spende-
reichen und segensreichen Erforscher, Sammler, Auf-
decker und Darsteller eigenster, höchster Heimatwerte.

Seine Hauptbedeutung hat Fritz Worm als
„Hünengräber“. Er entdeckte das berühmte, äußerst
wichtige sogenannte „Herzogsgrab“ im Walde zwi-
schen Altreddevitz, Baabe und Göhren, sorgte für
dessen Hebung und Auswertung, erwarb sich Auf-
klärerdienste um das Hünengrab „die Schanze“ auf
dem Reddevitzer Hüte, entdeckte das Submarinegrab
in der Hagenschen Wiele (zu dem wir mit ihm jüngst
noch hinruderten) und leistete andere wertvolle
Arbeit in der Prähistorienforschung seiner Mönch-
guter Wunderidylle. Als schriftstellerischer Wür-
diger der Vorzeit seines Eilandes gab er vor allem
(1928) das Büchlein „Aus der Urzeit der Halbinsel
Mönchgut“. Land und Leute der Heimat in ihren
Wesenheiten, Sitten und Bräuchen schilderte er u. a.
in den „Mönchguter Bildern“ (1898) und in dem
mit Prof. Haas zusammen dargebrachten Buche „Die
Halbinsel Mönchgut und ihre Bewohner“ (1909).
Mundartliche Nacherzählungen von Sagen und
Mären, aus Volksmund selbst gesammelt, bot er in
seinen Bänden „Mönchgauer Spautgeschichten“
(1898) und „Ut de Mönchgauer Spinnstuw“ (1899).
Das Rügenbad Göhren — wohl das schönste Ostsee-
bad — verdankt seinem Mönchguter Heimatdicht
Fritz Worm die ganz vortreffliche kleine Schrift
„Göhren einst und jetzt“ (1930), die das Muster
einer sich weiteste Kreise erwerbenden Ortschronik ist.
Für Göhren schuf unser „Fritzling“ auch 1895 das
Mönchguter Strandtheater, von dessen erfolgreicher
Tätigkeit damals er mir wiederholt vorschwärzte
und das er neu ins Leben zu rufen gedachte.

Eine sehr rege literarische Tätigkeit entfaltete
Fritz Worm auch als Dorfgeschichtschreiber. Auch
für seine schlichten, warmherzigen Geschichten für's
Volk bot ihm vor allem das ihm tiefst vertraute
Mönchgut den Stoff. Beste erzählerische Leistungen
von ihm sind: „Vater Brandt“ und „Wie's den
Schiffsjungen geht“ (beide aus dem Band „Lose
Blätter aus Rügen“), „Nee, nee, Karlin, mit Welt
geht dat nich!“ (in Zeitungen und Zeitschriften ge-
druckt), sowie die längeren, in rügenischer Mundart
abgefaßten „Dörpgeschichten“ — Titel des Bandes:
„Trütkanzelt“ und „In letzter Stunn“.

Nicht zu übersehen ist auch Fritz Worms frucht-
bare Tätigkeit auf dem Gebiete des Bühnenstücks.

Wir erwähnen aus der langen Reihe seiner je-
nigen Gaben (die fast alle volkstümliche Werte in
sich tragen): „Hans mit frigen“, „Klaus Störte-
beker“ und „De lütte Pud“.

In den Rügenschon Schulen und Gesangsvereinen
singt man auch eins der Wormschen Lieder: „Rügen,
teure Heimat!“, zu dem der pommerische Lehrer
Hermann Bendig in Damgarten eine gemütvoll-
Melodie schuf und das der Mönchguter Lehrerver-
ein als Notenblatt und Postkarte herausgab. —

Schlummere selig, lieber, teurer, allverehrter
Freund, der Du in goldigsten Augusttagen für immer
Deine lebenshellen, frohen und gütigen Augen zu-
machtest, in Deiner Mönchguter Erdel Und möge
Dein unsterblicher Geist weiter segnend und unver-
gessen darüber walten!

Raunte Mutter Rügen
Keinem Tieseres zu
Als Dir, ihrem Wahlsohn,
Der ihr Treuester Dul
Ihre schein Wunder
Laf sie frei Dir kund!
Führte nah ihr Wesen
Uns durch Deinen Mund!
Mönchgut — schönste Minne
Dir im Erdentum —
Brachtest als sein Künder
Du zu Ehr und Ruhm!
Mit dem Forschergeiste,
Der in Urzeit sah,
Hobest Mönchguts Steinzeit
Un'rer Zeit Du nah!
Hüter edlen Volksguts,
Rechter Heimatart,
Hast mit Deines Wortes
Müh'n Du nie gepart!
Licht wie Mönchguts Auen
War allzeit Dein Sinn!
Deinem Frohmund lauschen,
Galt uns Hochgewinn!
Kindlich-fromme Demut
Gab den Adel Dir!
Und der Himmelsglaube
Ward Dir schönste Ziel!
Werden, Heimatdicht,
Dich vermisse sehr!
Werden Dich vergessen
Nimmermehr!

denen Vorstädten mit Namen zu belegen“. Darauf,
und zwar noch im Oktober 1859, beschloß der Ma-
gistrat mit Zustimmung der Stadtverordnetenver-
sammlung, die von dem Ressourcengebäude (jetzt
Wilhelmsstraße 2) ab nach dem Sauer'schen Etablisse-
ment führende Straße „Grünstraße“ zu benennen.
Das Sauer'sche Lokal, an dessen Stelle jetzt das Haus
Nr. 25, nur ein wenig zurück, steht, war ein einflü-
giges Gebäude unter Ziegeldach mit hohen Fenstern
und einem Saale, der Hauseingang von je einem
alten Kastanienbaum flankiert. Besucher des Sauer-
schen Kaffeehauses, das schon in den dreißiger Jah-
ren bestand, war hauptsächlich bürgerliches Familien-
publikum. Konzert, Tanz, auch Maskenbälle sorgten
für Unterhaltung und Belustigung der Gäste. Auch
eine Regelsaale fehlte nicht, die gern und viel be-
nutzt wurde. Mitten durch den großen, bis an die
Feldberggrenze sich ausdehnenden Garten führte ein
Laubengang, der noch in den achtziger Jahren
deutlich erkennbar war, bis zu der sich kuppelartig
wölbenden Durchgangslaube, einer prächtigen
Buchenlaube, die noch heute vorhanden ist. —

Zu gleicher Zeit, also ebenfalls im Oktober 1859,
wurden die folgenden Straßennamen eingeführt und
auf Metallschildern angebracht: Die „Wilhelms-
straße“ von dem erwähnten Ressourcengebäude ab
bis zu dem „v. Heydebred'schen Etablissement“, die
„Publikerstraße“ vom Holzmarkt ab. In den
dreißiger Jahren begegnet man der Bezeichnung
„Publiker Weg“. Ferner die „Buchwald-
straße“, aber nur bis zum Buchwald, während sie
heute bekanntlich unmittelbar vor Südenhagen endet.
In der Mühlenortsvorstadt die „Fabrikstraße“
bis zur ehemaligen Bredow'schen Eisengießerei und
die „Gerberstraße“ von dem Lohgerber Jgel-
schen Hause nach dem „Galgenberge“. —

Wie schon erwähnt, war der Endpunkt der Wil-
helmsstraße vor rund siebzig Jahren das „v. Heyde-
bred'sche Etablissement“. („Etablissement“ hier im
Sinne eines vereinzelt liegenden Hausgrund-
stücks, einer Ansiedlung.) Jetzt das Haus Wilhelms-
straße 34a, das allen alten Köslinern als die ehe-
malige „Freitag'sche Höhere Töchterschule“ (mit
Internat) seit 1873 wohlbekannt ist. Von
dem zu diesem Grundstück gehörigen Ausichts-
turm, der ursprünglich ein wenig höher als heute
und dessen Plattform mit einer Umwehrung ver-
sehen war, ist des Abends manches schöne Lied aus
jungen Mädchenkehlen erklingen. Zur Zeit, als
dieser Straße städtischerseits der Name „Wilhelms-
straße“ gegeben wurde, also im Jahre 1859, war ein
Herr Friedrich von Heydebred Besitzer und Bewoh-
ner dieses auch durch einen prächtigen Garten und
einen an der Südseite befindlichen „Wintergarten“
ausgezeichneten Grundstücks. Die Erinnerung an
die Gemahlin des Genannten, Frau Ulrike geb.
v. Sclermann, ist unlösbar mit dem hiesigen
Ulrikenstift verknüpft, das nach dem Vornamen
dieser menschenfreundlichen Wohltäterin benannt
worden ist. Denn Frau Ulrike v. Heydebred hat,
nachdem sie nach dem Tode ihres Gatten (1873 auf
dem Gute Schlennin, Kreis Belgard, gestorben)
ihren seit 1864 unterbrochenen Wohnsitz wieder in
Köslin genommen hatte, nicht nur die Anregung,
sondern auch den finanziellen Grundstock zum Bau
dieses Altersheims, einer Stätte werktätiger Näch-
stenliebe, gegeben. Herr Pastor Zahn und die da-
malige Vorsitzende des Vaterländischen Frauenver-
eins, Frau Landrat v. Gerlach-Parfow, mehrten
durch Veranstaltung einer Geldsammlung das
Grundkapital. Die Stadt schenkte das Bauland.
Die Eigentumsrechte wurden auf den Vaterländischen
Frauenverein übertragen. Am 29. September 1892
wurde der erste Bau des Stifts, der Mittelbau,
eingeweiht. 1910 folgte der südwestliche Anbau,
1925 der zweite Anbau, an der nordöstlichen Seite
des Mittelbaus. Das Ulrikenstift hat sich aus klei-
nen Anfängen bis zu seiner jetzigen, achtungsgebie-
tenden Größe (heute hundertzwanzig Betten für
alleinstehende alte Leute) entwickelt.

Seider hat die Gründerin des Ulrikenstifts dessen
Bau nicht mehr erlebt. Kurz vor ihrem Tode zog
sie von Köslin nach Dargen, Kreis Publig, zu ihrer
Tochter, Frau von Wenden, wo sie am 17. April
1880 gestorben ist. Die freundlichen Augen der
freien Stifterin blicken in dem Andachtsaale des
Ulrikenstifts von der dem Altar gegenüber befind-
lichen Wand hernieder. (Das Delbild ist eine
Kopie.) —

Ortsgeschichtliches von der Grün- straße, der Wilhelmsstraße und anderen Vorstadtstraßen Köslins.

Von Hans Schiffler, Köslin

Das unlängst als Verkehrshindernis abgebro-
chene Häuschen, welches an der Grünstraße gegen-
über der Marienstraße stand und inzwischen durch
einen vierstöckigen Neubau ersetzt worden ist, war
trotz seiner Unscheinbarkeit das Wahrzeichen
der alten Grünstraße. Ursprünglich war es
ein Gartenhäuschen, das sich der Besitzer oder
Pächter des dahinter liegenden Gartens vor mehr
als hundert Jahren erbaut hatte, um in diesem
„Sommerhäuschen“ die bessere Jahreszeit „im
Grünen“ zu verleben. Solche Gartenhäuschen —
aus Holz oder Stein — waren ehemals in den Vor-
städten Köslins recht zahlreich. Höhere Beamte,
wohlhabende Kaufleute, Rentiers usw., die „in der
Stadt“ wohnten und dort die Annehmlichkeit eines
Gartens oder Gärthens entbehren, pflegten in einer
Vorstadt aus Neigung oder auch aus Gesundheits-
rückichten Gartenbau zu treiben. In den Garten-
häuschen herrschte oft, z. B. bei Geburtstagsfeiern,
bis in die sinkende Nacht eine fröhliche Geselligkeit
bei Becherklang mit Gesang und Gitarrenbegleitung.
In der Mühlenortsvorstadt baute man die Garten-
häuschen mit Vorliebe auf lustiger Höhe oder auch
in der kühlenden Nähe des Mühlenbaches. Ein zu
dem Grundstück der ehemals Bogelschen, später
Suhleschen, jetzt Kiesow'schen Seifenfabrik (gegrün-
det 1781), Publikerstr. 31, gehöriges Gartenhäus-
chen war sogar in den Mühlenbach hineingebaut. —
Ganz im Gegensatz zu dem bekannten Volkslied

„Was nützet mir ein schöner Garten, wenn andere
d'rin spazieren geh'n!“ wandelten unsere Vorfahren
gern an den Hecken¹⁾ und Zäunen der Gärten ent-
lang, insbesondere in den ehemaligen „Gartenstra-
ßen“²⁾, alles mit kritischen Blicken musternd, lobend
und tadelnd; denn mancher Zaun stand windstief,
und schon damals waren, was die Ausnutzung der
Gärten betraf, das Schöne und Wohlriechende im
Rampfe mit dem Nützlichen und als Nahrungs- oder
Genüßmittel Verwendbaren. Aber ein harmonischer
Ausgleich erfreute, wie auch heute noch, die Sinne
und das Herz. —

Die Grünstraße hat ihren charakteristischen
Namen erst verhältnismäßig spät erhalten. Man
wohnte oben, wie man sich damals ausdrückte, „auf
der Hohethorvorstadt“ oder „vor dem Hohen Thor“.
(1867 abgebrochen.) Durch Verfügung vom 20. Okt.
1859 machte die kgl. Regierung, Abtlg. des Innern,
den Magistrat darauf aufmerksam, „daß es zweck-
mäßig sein dürfte, auch die übrigen Straßen (d. h.,
nachdem unmittelbar vorher der von der Neuentor-
straße nach dem Bahnhofe führenden Straße, der
heutigen „alten Bahnhofstraße“, der Name „Bahn-
hofstraße“ gegeben worden war) auf den verschie-

¹⁾ Die Mehrzahl der Gärten war mit „lebenden
Hecken“ eingefaßt.

²⁾ Davon fünf an der Grünstraße und zwei zwi-
schen der Wilhelmsstraße und der Publikerstraße.

Dobler - seit 1863 - wint. Anstalt
für Suburban. J. Köslin

Ueber Sinn und Bedeutung des Namens „Wilhelmsstraße“ schweigen sich die Alten aus. Es besteht aber die wohlbegründete, als Gewißheit zu bewertende Annahme, daß die Wilhelmsstraße nach dem König Friedrich Wilhelm I., dem die Stadt Köslin bekanntlich zu großem Danke verpflichtet war, benannt worden ist, da zwar schon eine Vorstadt („Friedrich Wilhelms-Vorstadt“, ursprünglich „Friedrich Wilhelms-Stadt“ genannt) und ein öffentlicher Platz („Friedrich Wilhelms-Platz“), aber noch keine Straße nach ihm benannt worden war. Die Anwendung der Abkürzung „Wilhelmsstraße“ erklärt sich aus Zweckmäßigkeitsgründen örtlicher Natur. Denn eine „Friedrich Wilhelms-Straße“ hätten Fremde, z. B. einquartierte Soldaten, sicher in der Friedrich Wilhelms-Vorstadt, also im Osten anstatt im Süden, gesucht. Solche Irrungen und Weitläufigkeiten wollte die Stadtverwaltung offenbar vermeiden. —

In diesem Zusammenhange sei auch des südwestlich von der Verlängerung der Wilhelmsstraße gelegenen Vorwerkes „Wilhelmsthal“ gedacht. Nach den Magistratsakten bat im Jahre 1883 der Vorwerksbesitzer August Knop, seinem auf dem Kösliner Stadtfelde liegenden „Etablissement“ einen Namen zu geben, und schlug — um seine eigenen Worte zu gebrauchen — die „patriotischen Namen“ „Wilhelmsthal“ und „Augustahof“ vor. Die zuständige Behörde möchte einen von diesen beiden Namen wählen. Im Hinblick auf die Wilhelmsstraße lag es nahe, daß der Regierungspräsident sich für den Namen „Wilhelmsthal“ entschied. (Bergl. die Bekanntmachung des Regierungspräsidenten vom 19. Juni 1883, Kreisblatt 1883 Nr. 54.) Der Weg, an dem das genannte Vorwerk liegt, erhielt städtischerseits im Jahre 1922 die amtliche Bezeichnung „Wilhelmsthalerstraße“.

Und alle meine Briefe,
Die im Tornister sind.

5. Und sollte dich einst führen
Zur Heimat das Geschick,
So bringe meinem Liebchen
Das teure Pfand zurück.
6. Sag ihr, daß ich geliebt
Bei Sedan in der Schlacht
Und in den letzten Zügen
Der Liebsten noch gedacht.
7. Komm', laß uns Abschied nehmen,
Nimm hin den letzten Kuß!
Ich fühle, daß ich sterbe
Und von dir scheiden muß. — —
8. Und Mond und Sterne scheinen
Mit ihrem hellen Licht
Und scheinen dem Soldaten
Ins tote Angesicht.

VI.

1. Wer wandert dort so freundlich auf der Straße
Mit aufgerollter Achselklappe hin?
Reserven sind's, die sind entlassen;
Mit Freuden ziehn sie nach der Heimat hin.
2. Ade, Stadt Gnesen! Leb du in Frieden!
Wir trennen uns gewiß recht herzlich gern.
Das große Glück sei dir von mir beschieden,
Gedenken werd' ich deiner in der Fern'.
3. Hab' treulich oft bei dir im Loch gefessen,
Ward eingesperrt als wie ein junger Bär.
Das alles will ich herzlich gern vergessen,
Denn fürs Gewes'ne gibt der Tod' nichts mehr.
4. So lebt denn wohl, ihr alle meine Brüder,
Und auch zugleich das ganze Regiment!
Hoch leb' von unsrer Kompagnie der Führer
Und dreimal hoch die zehnte Kompagnie.

VII.

1. Froh scheiden wir aus diesem Kreise
Und legen ab den Ehrenrod.
Wir treten an die Heimatreise
Mit einem Reservistenrod.
2. So lebt denn wohl, ihr Kameraden,
Die ihr noch länger dienen müßt.
Zu Euch wird man ja auch noch sagen:
„Seht dort, ein junger Reservist!“
3. Geschlossen gehts zum Bahnhofstore
Und „ohne Tritt“ wird ausmarschirt.

Pommersches Volksliedarchiv

Alte Soldatenlieder.

(Fortsetzung.)

IV.

1. War einst ein Mädchen jung von Jahren;
Ein Mädchen jung und schön
In ihrer zarten Jugend schon
Verliebt in einen Leutnant.
2. Dem hat sie ganz sich ergeben,
Auf immer und ewig treu zu sein.
Ihre Lieb' sollt' niemand trennen,
D'rauf schworen sich beide Treu'.
3. Doch kaum ein Jahr vergangen war,
Da kam ein junger Graf ins Land,
Das Mädchen dachte nicht mehr d'ran
Und schwur dem Grafen Treue bald.
4. Als nun die Hochzeit werden sollt'
Und alle Gäste waren da,
Die Braut auch schön geschmückt stand
Mit Rosmarin und Myrtenkranz.
5. Da kam der Leutnant hergeritten
Auf einem roten Füchselein;
Trat zu ihr hin mit leisen Tritten:
„Ich grüße dich, Feinsiebelein!“ —
6. „Du darfst mich von jetzt nicht mehr grüßen,
Ich weiß von keiner Lieb' zu dir.“

Hab' ich dich vorher geliebet,
Jetzt lieb' ich dich aber nicht mehr.“

7. Was zog der Leutnant aus der Scheide?
Ein Schwert, das war von Gold so rot.
Er stach Feinsiebelein in das Herze
Dem Grafen in seinen Armen tot.
8. So ist Feinsiebelein denn gestorben.
Wo wird man sie graben hin?
In ihres Vaters Lustgarten,
Wo hübsche Rosen und Beilchen blühn.

V.

1. Die Sonne sank im Westen,
Still schwieg die heilige Schlacht;
Es senkte ihren Schleier
Die dunkle, kühle Nacht.
2. Und mitten unter Toten
Lag sterbend ein Soldat,
An seiner Seite kniete
Sein treuer Kamerad.
3. Er neigt sein Haupt zum andern,
Der sterbend zu ihm spricht:
„Nimm, getreuer Bruder,
Was mir am Herzen liegt!“
4. Nimm diesen Ring vom Finger,
Wenn ich gestorben bin,

Deutsche Heimatbücher.

„Unser Pommernland“, Monatschrift für das Kulturleben der Heimat, 16. Jahrgang 1931. Hest 3 bis 6. Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Bezugspreis vierteljährl. 3.— Mark. Einzelpreis des Hestes 1,50 Mark.

Auch im neuen Jahrgang hat die Zeitschrift ihrem Programm getreu eine Fülle von wertvollen Aufsätzen aus Geschichte, Kultur und Natur der pommerschen Heimat gebracht, von denen aus Hest 3 bis 5 hier nur einige genannt seien: Drei Abhandlungen über die Geschichte des Klosters Belbuck bei Dreptow a. R. von H. Boffe; die Stadt Stettin im Spiegel ihrer Medaillen von Cassilo Hoffmann (mit Abbildungen); der Altar der ehemaligen Gertrudkirche in Stettin und der Kriemerkar der Nikolai-Kirche in Stralsund von W. Borchers (mit zahlreichen Abbildungen); Vogelleben und -sterben auf der Greifswalder Die von U. Dunkel; Der Kuckuck im pommerschen Volksglauben von J. Wagner; Prof. Fritz Rhein von Dr. Ch. Steinbruder.

Das 6. Hest präsentiert sich als Ostseehest. Schon ein flüchtiges Durchblättern läßt erkennen, daß nicht eine wissenschaftliche Behandlung des Stoffes beabsichtigt war — das soll nach Mitteilung des Verlages einem Sonderheft des nächsten Jahrgangs vorbehalten bleiben —, vielmehr bringt das Hest in der Hauptsache Abhandlungen, Skizzen und Erzählungen, die dem Binnenländer Landschaft und Menschen an der Ostseeküste vertraut machen. Wen das Badewetter in diesem Sommer nicht befriedigt haben sollte, wird mit Anteilnahme den Aufsatz des Leiters der Klimatologischen Station Swinemünde

Hans Schroeder lesen, „Sonnenschein an der pommerschen Ostseeküste“, der an Hand einer fünfjährigen Beobachtung die stündliche Sonnenscheindauer in den Monaten Mai bis August tabellarisch festgelegt hat und daraus feststellt, daß der Juli in bezug auf seine Sonnenscheinmenge entschieden hinter Mai, Juni und August zurücksteht und sich daher eigentlich gar nicht als Hauptreisemonat eignet, daß vielmehr die größte Wahrscheinlichkeit für Sonnenschein Anfang Mai und Ende August vorhanden ist. Von den erzählenden Beiträgen des Hestes stehen zweifellos „Die Neuwendiecks“ von Ulrich Sander an erster Stelle, obwohl die Skizze „Heimfahrt“ von Kurt Bock und die Plauderei „Wo die alten Kapitane wohnen“ von Heinrich Vogel, nicht zu vergessen das Märchen „Elke Nektrepenns Weib“ von Martha Müller-Grählert von literarischen Feinschmedern mit großem Genuß werden gelesen werden. In Ulrich Sander hat die Schriftleitung einen Erzähler gewonnen, dessen Art, Menschen und Dinge zu sehen, dessen Ringen um eine Verjüngung unserer Kultur und die Rettung der Kraftwellen unserer Heimat, verbunden mit einem eigenwilligen Stil, Beachtung erheischen. Wir dürfen verraten, daß im Verlage von Fischer & Schmidt, Stettin, zu Weihnachten ein Buch von Ulrich Sander erscheinen soll: „Menschen in Pommern“, zehn pommersche Geschichten. Der Verlag wird für Vorbestellungen angesichts der schwierigen Wirtschaftslage besonders dankbar sein. Der Preis des Buches wird 3.— RM. betragen. Daß „Unser Pommernland“ an dem 70. Geburtstag Martin Behrmanns (16. Juni) nicht vorübergehen konnte, ist selbstverständlich. Gegenüber einer gründlichen Würdigung des Seniors der pom-

merschen Geschichtsforscher, die an anderer Stelle erfolgt ist, bringt Hermann Floeß ein Lebensbild des Jubilars, das überwiegend seine Persönlichkeit schildert und durch den glänzenden Stil der Darstellung, den wir an Hermann Floeß kennen und schätzen, die Leser von „Unser Pommernland“ fesseln wird.

„Der Erdball“, Illustrierte Monatschrift für das Gebiet der Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Leo Frobenius. 5. Jahrgang, Hest 5. Preis vierteljährlich 3.— RM., Einzelheft 1,25 RM. Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde.

In dieser Zeitschrift bringt der Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover, Dr. W. Pöfeler, eine für jeden deutschen Volkskundler hochinteressante und aufschlußreiche Abhandlung: „Kulturkreis und Kernland Nieder-sachsen“. Besonders in Lehrkreisen und bei denen, die deutschem Volkstum nahe stehen, wird dieser Artikel mit größtem Interesse gelesen werden. Unter den übrigen, zum Teil vorzüglich gebildeten Aufsätzen verdient besonders hervorgehoben zu werden die Fortsetzung des Aufsatzes erregenden Aufsatzes von Leo Frobenius: „Des Menschen Schicksal auf dieser Erde“. In dieser Arbeit ist eine Weltanschauung niedergelegt, die uns die letzten fünfzehn Jahre verstreuen läßt, die aber auch einen Ausblick für die Zukunft gibt, der eine Entwicklung der Völker in bisher nicht gekannter Weise vorführt. Diesen Weg, den die Völker künftig gehen müssen, zu begreifen, war die Aufgabe des Frobenius-Artikels, der unter den heutigen literarischen Erscheinungen einen ganz besonderen Platz verd'

Die Mütze sitzt auf einem Ohre,
Und keine Waffe ziert uns mehr.

4. So lebt denn wohl, ihr Gnesner Mädchen,
Die ihr so treu geliebet habt.
Wir ziehen in ein andres Städtchen,
Wo unser Glück einst blühen soll.
5. Und ruft das Vaterland uns wieder
Als treue Reservisten ein,
So legen wir die Arbeit nieder
Und folgen Deutschlands Fahne treu.

VIII.

1. Adje Christin, nu geit't heidi,
Min König het mi roopen.
Nu loat man din oll Plinserie,
Süßst nich bei annern loopen?
Stin Klitz ehr Mann und Michel Dard
Un Frische Kloos mut oof mit furt
Un hewwen oof Fru un Rinner.
2. Ne ne, Christin, so geit dat nich,
So geern bi di mücht bliewen.
Furt mut id, dat glöw sicherlich.
Hie sullt mi rümmerdrüwen,
Wenn alle Kameraden furt marschiern?
Denn suppen mi toleht bei Jöhren.
Ne ne, loat mi man loopen.

3. Du meinst, id warr nich werrefoamen.
Ach wo, so wat tau denken.
Heww't sechsundsichzig Schoaden noamen?
Bei Herrgott ward wol lenten.
Kiel hie, dat Krüz, dat kümmt mi to
Troß Kugelspriz un Schaffepoh,
Un dann dat Krüz von Jisen.

Herr Rufferow hat nur diese drei Strophen niedergeschrieben. Die andern sind ihm trotz seines bewundernswürdigen guten Gedächtnisses entfallen. Wir können sie ihm aus der vor einigen Jahren von Professor Dr. A. Haas herausgegebenen Sammlung „Pommerscher Volkslieder“ mitteilen. Sie lauten:

4. Paß up, id bring bi oof wat met
Dor van bei Herrn Franzosen;
Dat best, wat an de Keerls an sitt,
Dat stünd bei roden Hosen.
Zwei Boor so'n treck id schwapps ehr ut,
De bring't bi mit, un du fast drut
Genen Unnerrod bi maken.
5. Un nu giff mi noch eenen Schmah!
Adje, min leiwen Rinner!
Wenn't ju beholl, denn heww't 'n Schah —
Dat anner loat taum Schinner!
So, nu, min König, is't vörbi;
Hie bün id, un hie heft du mi
Mit Gaut un Blaut un Löwen.

Dr. Schulz.

Im Ostseebad Anno dazumal.

Von Kurt Poppe.

Eine Reise ins Ostseebad war Anno dazumal mit recht viel Umständen verknüpft. Kolberg, eins der ältesten Ostseebäder, erfreute vor hundert Jahren sich bereits großer Beliebtheit, und der über Pferde, Wagen und Dienerschaft verfügende pommersche oder märkische Großgrundbesitzer mühte sich, nach mehrtägiger Wagenfahrt auf schlechten Wegen Kolberg zu erreichen. Als besonders günstig betrachtete man die Verbindung mit Stettin, von wo aus täglich eine Schnellpost über Gollnow—Greifenberg—Plathe nach Kolberg fuhr. Eine solche Postfahrt währte „nur vierzehn bis sechzehn Stunden“. Man war zu Urgroßvaters Zeiten weniger anspruchsvoll als heute: Marktbuden und roh gezimmerte einfache Bretterbuden bildeten die „Badeanstalten“; die sehr häufig aus dem heimischen Stalle mitgebrachte Kuh sorgte für Milch und Butter! — Aber man badete damals auch schon gern. Wohl der begeisterte Lobredner des „Meerbadens“ ist der Oberzollrevisor v. Held aus Posen, welcher in Kolberg eine achtzehnmonatige Festungshaft abzuhängen hatte, und die Sommermonate 1802/03 dazu benutzte, um fleißig in der Ostsee zu baden! „Alle, die von vielem Sihen, von langjährigem Gram, von heftiger Betrübniß und Traurigkeit, von Schmerzen der Seele hart mitgenommen sind, alle Hypochondristen, alle, denen Wasserfucht, Faul-, Nerven- und Schleimfieber einen nahen Tod drohen, sollten an das Meer gehen und sich oft in dasselbe tauchen. Es ist albern, gegen das mächtige, unabsehbare Element mit der ärmlichen Zahl von fünfzehn, zwanzig oder dreißig Bädern zu zählen. Nur Unverdorbenheit verbunden mit neunzig, hundert oder hundertzwanzig Bädern kann für den Erfolg bürgen.“ Kann heute ein Kurdirektor für ein Ostseebad bessere Reklame machen? — Der Badende wurde ängstlich vor der Neugierde etwaiger Zuschauer geschützt, denn es war ein Ereignis, wenn „ein Mensch rein zum Pläshr.“ ins Wasser ging. Der Anblick eines in der See badenden Menschen, der zu diesem Zweck eigens von außerhalb kam, es sich viel Geld kosten ließ und zum Baden noch „ein besonderes Kleid anlegte“, wirkte derart, daß der Konfistorialrat Böllner, Berlin, einem solchen Erlebnis in seinen Reisebriefen eine ganze Seite widmet! — Indiskreten Zuschauern machte man von vornherein den Anblick der Badenden unmöglich. In See gehende Fischerboote hatten „mindestens hundert Klaster“ (zwei Kilometer) sich von den Badenden entfernt zu halten!!! Ein Damenbad wurde entfernt, gegen Sicht durch hohe bewaldete Dünen geschützt, angelegt, und ein Familienbad in heutiger Aufmachung, oder gar Freibaden vom Strandkorbe aus — horribile dictu! Während der

Badestunden durften Strand und Promenade bei Androhung hoher Strafen nicht betreten werden, und an Tagen, an denen Konzerte am Strande stattfanden, durfte nur bis eine halbe Stunde vor Konzertanfang gebadet werden. — Tempora mutantur!
Was kostete ein vierwöchiger Aufenthalt zu jener Zeit im Ostseebad? Für Kolberg gibt eine Rechnung aus dem Jahre 1803 Aufschluß:

Ein Quartier in der Stadt	3 Rthl.
Aufwahrung dabei	1 Rthl.
Dem Barbire	8 Sgr.
Eine Schlafstube vor dem Münderthor oder am Hafen	2 Rthl.
Aufwahrung dabei	16 Sgr.
Miethe vor ein Bett	1 Rthl.
Mittagstisch bei Gastwirth Kuphal	6 Rthl.
Frühstück, Toback, Bier, Wein, Zitronen, Zucker, Abendbrodt	16 Rthl.
	Ca.: 30 Rthl.

Der ausschlaggebende Punkt bei der Wahl eines Badeortes, die böse Kurtag, war schon vor hundert Jahren ein „Horror vor die Fremden“. Swinemünde und Poppo waren die ersten Badeorte der Ostsee, welche diese „Steuer“ erhoben. Kolberg führte sie vor siebzig Jahren ein und erhob „nach den mutmaßlichen Vermögensverhältnissen“ für die Einzelperson 1, 2 bezw. 3 Taler, für die Familie 2, 3 bezw. 4 Taler. — Mehr als heute huldigte man in damaliger Zeit im Badeort dem Kartenspiel, das Fehlen einer „Pharaonenbank“ drückte dem Kurort den Stempel zweiter Güte auf. Sportliche Veranstaltungen fehlten. Aber Frau Musika und die leichtgeschürzte Terpsichore waren damals sehr beliebt. Die „Entrierung verschiedener Verlustigungen“ besorgte der „Vergnügungsdirektor“, der in allen Ostseebädern nach gleichem Rezept verfuhr: Feuerwerk, Musik mit nachfolgendem Tanzkränzchen.

Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Köslins.

Von Kurt Poppe, Konr. i. R.

Nachdruck verboten.

In meinem Bericht über den Kunstmaler Jury wies ich darauf hin, daß dieser Künstler bei Hendeß seine erste Ausbildung als Lithograph empfangen habe. Heute kann ich mitteilen, daß noch ein Kösliner Maler von bedeutendem Ruf in dieser Anstalt

als Lithograph seine Künstlerlaufbahn begann. Es ist der hier aus Köslin stammende Lithograph und Kunstmaler Karl Süßnapp. Er wurde am 9. Dezember 1828 als Sohn eines Handwerkers geboren. Das Geburtshaus ist das Eckhaus Papenstraße 7. Nach seiner Lehrzeit bei Hendeß arbeitete er sich aus eigener Kraft zu einem angesehenen Künstler auf dem Gebiet der Lithographie empor.

Wer in den Zeiten großer vaterländischer Kämpfe ganz unbefangenen und leidenschaftslos zu bleiben vermag, der verdient nicht, sie zu erleben.

von Treitschke.

Neben Federt und Milster galt Süßnapp als der bedeutendste Fachmann. Kritiken verschiedener namhafter Blätter hoben seine Leistungen lobend hervor. Anerkennungs schreiben von Fürsten und bedeutenden Persönlichkeiten, auch Kabinettschreiben, ehrten den Künstler. So unterzeichnete der König Wilhelm das von Süßnapp herausgegebene Gedenkblatt mit eigener Namensunterschrift und erteilte die Ermächtigung, diese Unterschrift als Faksimile den etwa noch anzufertigenden Abdrücken beifügen zu dürfen. (Berlin, den 9. Oct. 1866.)

Auch der Fürst Hohenlohe, Statthalter von Elsaß-Lothringen, sprach sich sehr befriedigt über sein von Süßnapp geschaffenes Porträt aus und genehmigte, daß sein Namenszug dem Bilde beigelegt werde. Meisterliche Proben der Lithographie brachte die Graphische Ausstellung des Kunstgewerbe-Museums im Jahre 1896. Neben Menzel, Engelbad, Meyerheim hatte Süßnapp seinen Platz. Unser Künstler wandte sich später hauptsächlich der Porträtmalerei zu. So malte er das lebensgroße Bild des Königs von Siam, das Brustbild des Ministers Falk und 1871 auf Bestellung das Porträt des Papstes, der sich sehr anerkennend äußerte. Wenn der Künstler hier wenig bekannt geworden ist, so liegt es daran, daß sein Wohnsitz dauernd Berlin war. Eine heimtückische Krankheit machte am 26. Januar 1891 dem arbeitsreichen Leben ein Ende.

Eng verbunden mit Köslin ist der Kunstmaler Höppener, Sohn des ehemaligen Pastors in Ronkow. Dieser Künstler erlernte zuerst die Photographie. Seine erste Ausbildung als Kunstmaler erhielt er im Atelier von Krötzig, Leipzig. Die weitere Vervollkommnung erlangte er auf der Berliner Akademie. Das so idyllisch gelegene Pfarrhaus in Ronkow mit seinem schönen Garten wurde der Ruhepunkt des Künstlers, die Porträtmalerei seine Hauptbeschäftigung. Reiche Aufträge aus Köslin und der weiten Umgegend gingen bei ihm ein. Selbst nach Petersburg lieferte er Porträts. Die Ausführungen geschahen in Pastell, Kreide und Öl. So entstanden das Pastellbild der Tochter des Hofpredigers Strauß, das Kreidebild der Frau Pastor Buchholz, das schöne Porträtbild der Eltern des Bürgermeisters Kühn. Auch der Vater des Pastors Bauselow wurde von ihm in Kreide verewigt, ebenso die Tochter des Rechtsanwalts Herr. Besonders wertvoll war das in Kreide ausgeführte große Bild, „Die Sirtinische Madonna“. Von den Pastellarbeiten darf hervorgehoben werden „Die Königin Luise auf der Schloßterrasse“. Prächtige, stimmungsvolle Landschaften in Delmalerei zieren noch heute die Wohnung der Schwester, mit der er nach dem Tode der Eltern in Köslin lebte.

Vorahnungen seines frühen Todes wirkten lähmend auf die Schaffensfreudigkeit Höppeners. Er hatte sich nicht geirrt. Ein plötzlicher Schlaganfall raffte den erst vierundfünfzig Jahre alten Künstler am 2. August 1910 dahin. Seine Ruhestätte fand er auf dem neuen Friedhof hier selbst.

Was in den Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder aufreißten und lesen.

Goethe.